

Helmut Vorndran, geboren 1961 in Bad Neustadt/Saale, lebt mehrere Leben: als Kabarettist, Unternehmer und Buchautor. Als überzeugter Franke hat er seinen Lebensmittelpunkt ins oberfränkische Bamberger Land verlegt und arbeitet als freier Autor unter anderem für Antenne Bayern und das Bayerische Fernsehen.
www.helmutvorndran.de

HELMUT VORNDRAN

Das fünfte Glas

FRANKEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

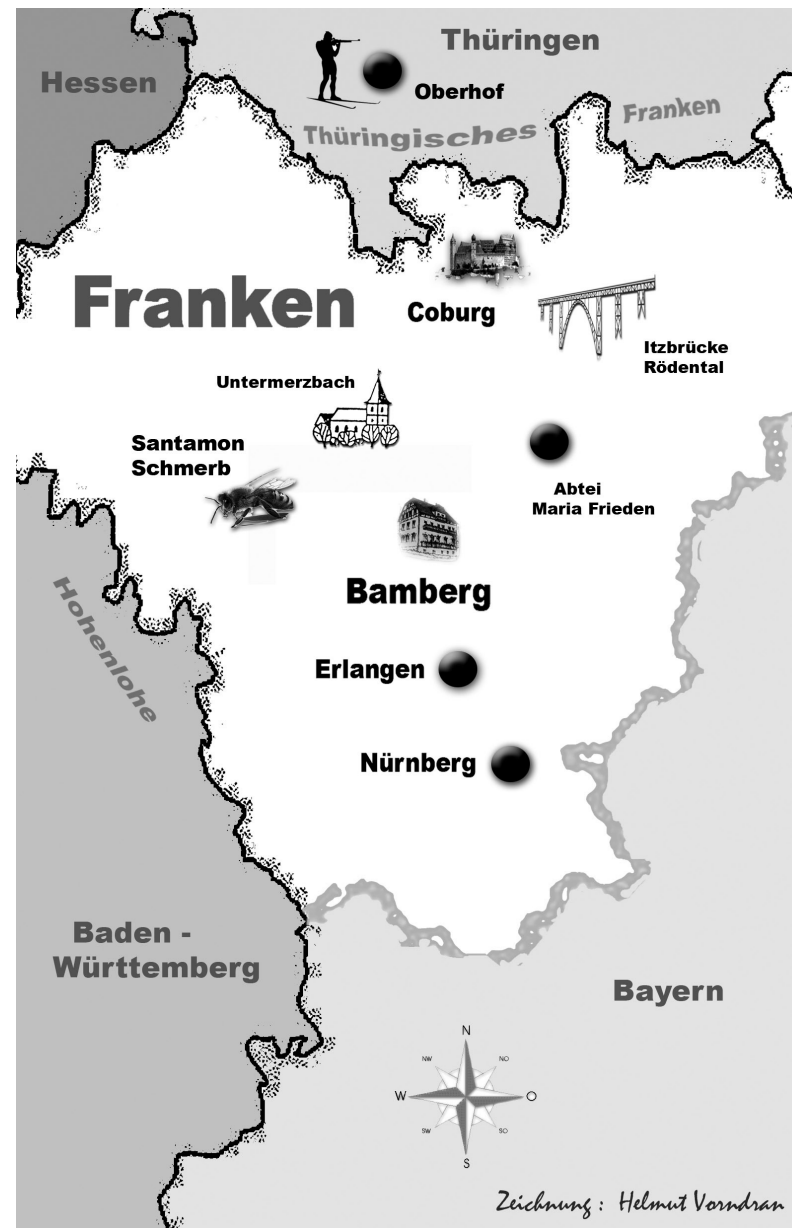
Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

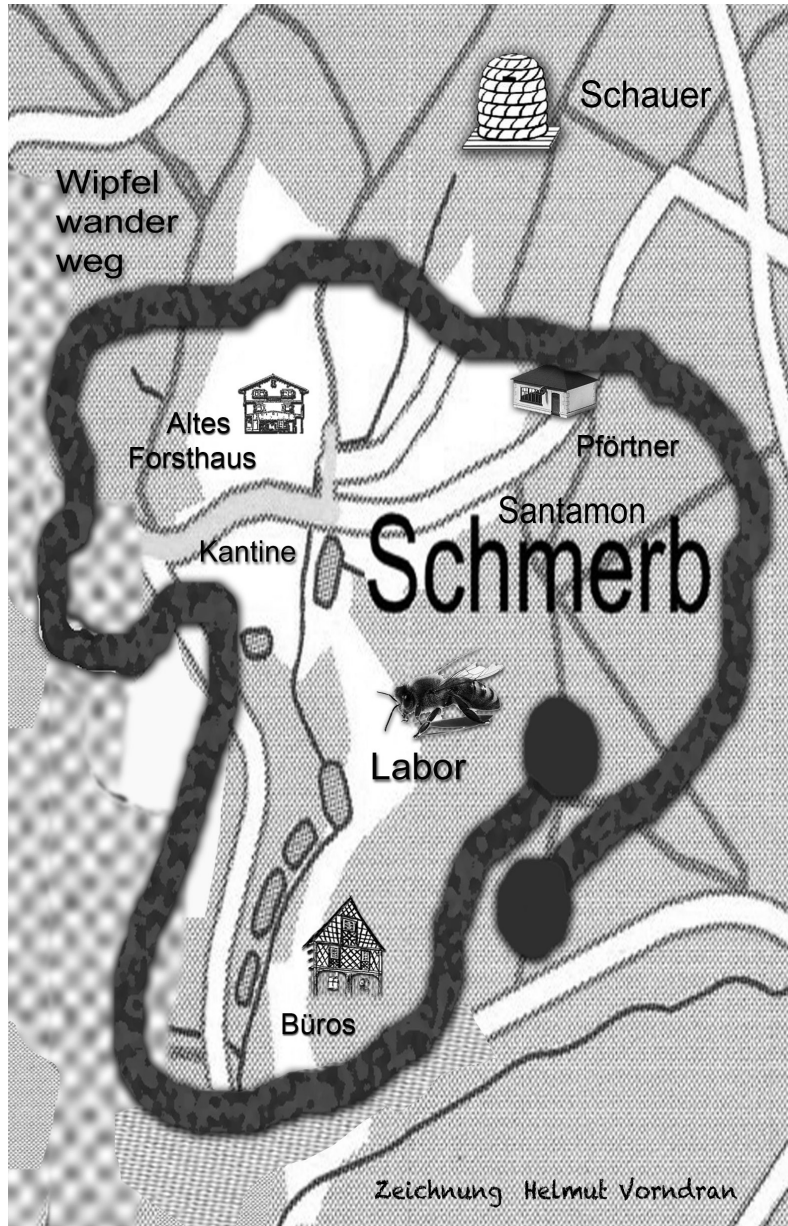
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/pencake
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susanne Bartel
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-311-6
Franken Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de





Prolog

Byron Gray las alles mehrmals, Wort für Wort, durch, dann legte er das Blatt Papier neben sich auf die Motorhaube und nahm mit der rechten Hand seine Beretta aus der Jacke. Er legte die Waffe auf den Brief – nicht dass ein plötzlicher Windstoß das wertvolle Stück noch davonwehen würde. Die Arme verschränkt, stand er minutenlang an die Kühlerhaube seines Jeeps gelehnt und schaute der Abendsonne beim Untergehen zu. Ein Unbeteiligter hätte in ihm zweifelsohne einen Mann gesehen, der verträumt die romantische Stimmung des Momentes genoss und in die Weiten des Obermaintals sah. Ein Anblick, wie er friedlicher nicht hätte sein können. Niemand, der Byron Gray so betrachtete, hätte sich jemals vorstellen können, dass ihn einzig und allein eines beschäftigte: was Franziska Büchler genau vorhatte und wie er sie möglichst schnell finden und töten konnte.

Teil 1

Der Plan

*Himmel, ich erschrecke;
Was ich riech und schmecke,
Stinkt nach Höllenglut,
Weil der Streich der Rache
Meiner bösen Sache
Schwer und Bange tut.
Angst und Not,
Ja gar der Tod.*

Johann Christian Günther

Die gelbe Villa

Er saß auf einem Stuhl und betrachtete ihn. Hätte er das Gefühl, mit dem er sein Gegenüber gerade musterte, beschreiben sollen, er hätte sich reichlich schwergetan. Es war eine undefinierte Mischung aus Fassungslosigkeit, Wut und kalter Entschlossenheit. Sie saßen sich gegenüber wie zwei Schwergewichtsboxer vor dem ultimativen Kampf. Nur dass es sich hier nicht um einen Boxring handelte und es auch keine Siegesprämie gab. Wie es schien, war der Kampf bereits entschieden, zumindest standen die Verlierer augenscheinlich fest. Ob da vor ihm auf dem Stuhl jedoch der Sieger saß, das war Kriminalhauptkommissar Franz Haderlein noch nicht wirklich klar. Auf jeden Fall war der Mann maßgeblich in den verworrenen Mordfall verwickelt. Jede Faser seines Körpers, jegliches kriminalistische Feingefühl, das er jemals entwickelt hatte, sagte dem erfahrenen Ermittler der Bamberger Kriminalpolizei, dass hier ein eiskalter Verbrecher vor ihm saß. Eine Ewigkeit hatten sie ihre Blicke bereits ineinander versenkt. Ruhig, kalt und mit dem Wissen auf beiden Seiten, dass nichts und niemand diesen Status quo würde ändern können, auch wenn Kriminalhauptkommissar Haderlein nichts lieber getan hätte als das. Doch die Dinge waren nun einmal so, wie sie waren.

Der Mann vor ihm hatte keine Angst, sondern war vielmehr die absolute Selbstsicherheit in Person. Angespannt, ja, aber nichtsdestotrotz zu hundert Prozent von sich und seinem Plan überzeugt. Mit einem leicht arroganten Lächeln auf den Lippen erwiderte er nun schon seit geraumer Zeit Haderleins forschenden Blick. In seinen tiefen, kalten Augen lag unverstellte Bosheit. *Du ahnst die Wahrheit, wirst sie aber nicht beweisen können, niemals.* Leider wusste Kriminalhauptkommissar Haderlein, dass nach Lage der Dinge Dr. Gerhard Irrlinger damit womöglich recht haben könnte.

Bernd Schmitt blickte erschüttert auf das Bild des Grauens, das sich ihm darbot. In seiner jungen Karriere war ihm schon so einiges an Verbrechen untergekommen, aber so ein Massaker

hatte er noch nie gesehen. Fünf Leichen lagen hier, mehr oder weniger willkürlich angeordnet, auf dem Boden, anscheinend aus nächster Nähe erschossen. Dazu kam noch die eine Leiche mit dem schwarzen Jagdpeil im Hals. Der Paukraum der Coburger Studentenverbindung »Rhenania Bavaria« war nicht mehr länger eine bloße Übungsstätte für sich selbst verstümmelnde, rechtslastige Traditionalisten, nein, der Trainingsraum in der gelben Villa war zu einer üblen Leichenhalle geworden. Der junge Kriminalkommissar, den alle ob seines äußeren Erscheinungsbildes nur »Lagerfeld« riefen, schaukelte seine leicht überdimensionierte Sonnenbrille gerade etwas unmotiviert mit der rechten Hand in der Luft herum. Auch ohne Spurensicherung und Scheinwerfer konnte er sehen, dass der Mörder sich erst vor Kurzem vom Acker gemacht haben musste. Das Blut auf dem alten Holzboden breitete sich noch immer weiter aus und versickerte in dem einen oder anderen Holzspalt. Diese Menschen hier hatten gerade eben erst ihr Leben ausgehaucht, und sie, die Polizeibeamten, hatten den Mörder um Haaresbreite verpasst. Und alles nur wegen eines durchgeknallten Tankstellenbesitzers in Rödental, der sie für Benzinpreller gehalten hatte. Bei dem Gedanken an diesen oberfränkischen Vollidioten ballte Lagerfeld spontan seine Hand in der Tasche zu einer Faust. Dann erklangen Stimmen und das Getrappel von Schuhen von der Treppe her. Die Spurensicherung war endlich eingetroffen. Nun, dann sollten die mal sehen, was sie in diesem bluttriefenden Zimmer feststellen konnten. Um ihren Job beneidete Lagerfeld die Jungs von der Spusi definitiv nicht.

Er drehte sich um und ging den Männern entgegen. Er würde ihnen erst mal den ganzen Schlamassel hier überlassen und sich um Leiche Nummer sechs kümmern, die im Garten lag. Das Opfer war wohl durch den Rückschlag der Kugeln durch das Fenster gestürzt. Insgesamt hatten sie sechs Leichen, die alle zur gleichen Zeit umgebracht worden waren. Fünf durch eine Schusswaffe, eine mit Pfeil und Bogen. Keine offensichtlichen Spuren, keine Zeugen, keine Anhaltspunkte. Sie hatten sechs Ermordete, und die Kriminalpolizei stand auf dem Schlauch.

In einem Fernsehzimmer saßen lauter Figuren der Frankenpartei herum, die auf dem Riesenfernseher angeblich das Ergebnis

der heutigen Volksabstimmung mitverfolgen wollten. Aber ob die Franken jetzt für oder gegen ein eigenes Bundesland gestimmt hatten, war Kriminalkommissar Schmitt im Moment schießegal. Dazu waren die Eindrücke vor Ort doch zu erschütternd.

In ihrem Adrenalinrausch kurz vor der ersten Hochrechnung wollte die politische Gesellschaft vom Sechsfachmord im Nebenraum angeblich nichts mitbekommen haben. Eigentlich unglaublich, aber gerade die unglaublichen Begebenheiten stellten sich im Nachhinein oft als wahr heraus. Außerdem waren im Nebenraum lauter honorige Mitbürger zu finden. Da gab es niemanden, der nicht Jurist, Oberarzt, Firmenbesitzer oder so was in der Art war. Irgendwie schien es ziemlich unwahrscheinlich, dass die Crème de la Crème der oberfränkischen Gesellschaftsprominenz in ein brutales Verbrechen verwickelt sein sollte. Lagerfeld traute den dort versammelten Figuren ja wirklich fast alles zu, aber keinen gemeinschaftlich verübten Mehrfachmord. Andererseits konnte man ja nie wissen ...

Interessanterweise hatte sich sein Spiritus Rector im Bamberger Polizeidienst, Kriminalhauptkommissar Franz Haderlein, gleich mit dem Anführer der Wahlveranstaltung ins Separee verzogen, um Dr. Irrlinger zu verhören. Lagerfeld hatte den Eindruck, dass Haderlein den Möchtegernministerpräsidenten von Anfang an auf dem Kieker gehabt hatte. Schon als sie hier angekommen waren, hatte er gespürt, dass zwischen den beiden Männern eine undefinierte Spannung in der Luft lag. Allerdings war Dr. Gerhard Irrlinger bis jetzt offiziell auch nicht verdächtiger als alle anderen, schließlich besaß er das, was auch die anderen Gäste ihr Eigen nennen durften: ein wasserdichtes Alibi. Entweder waren alle Anwesenden hier zum Mörder geworden – oder keiner von ihnen.

Die Wächterin der Gattung *Apis mellifera carnica* war müde. Sie war eine überlastete westliche Honigbiene, fühlte sich schlapp, leer und ausgelaugt. Fast schon war sie froh darüber, dass dies hier nun ein etwas geruhsamerer Job in ihrem Leben sein würde. Allerdings dachte sie auch nicht sonderlich darüber nach, ob sie bis hierhin ein erfülltes Leben geführt hatte oder ob ihr die Arbeit

immer Spaß gemacht hatte. Nein, solche Fragen stellte man sich in ihrem Volk nicht, stattdessen folgte man einfach seinem seit Jahrtausenden festgelegten Programm.

Ihr erstes Engagement nach dem Schlüpfen war als Putzbiene gewesen. Einige Tage lang säuberte sie vor allem die gerade verlassenen Zellen ihrer jüngeren Schwestern, um sie einer weiteren Verwendung zuführen zu können. Typische Frauenarbeit, dachte sie sogleich enttäuscht.

Dann wandte sie sich ihrer nächsten Tätigkeit zu, die schon anspruchsvoller war: Sie wurde Amme und fütterte die kleinen Larven drei Tage lang mit einem nahrhaften Futtersaft, den sie aus ihrer Kopfspeicheldrüse absonderte, dem Gelée royale. Nach dieser dreitägigen Völlerei gab es für die Larven dann nur noch die übliche Magerkost, die hauptsächlich aus Nektar und Pollen bestand. Nur eine einzige Biene gab es im ganzen Volk, die bis zum Ende ihres Lebens mit Gelée royale gefüttert wurde, und das war die Königin. Ihr allein war der edle Futtersaft vorbehalten, der bei den kleinen Larven zudem darüber entschied, als was sie auf die Welt kommen würden: als Königin oder als Arbeitsbiene.

Doch auch die Zeit der Kinderaufzucht war für die Ammenbiene bald wieder vorbei, und sie wurde für die nächste Aufgabe eingeteilt, die ihr bis dato am meisten Spaß machte. Als Lageristin für den hereingebrachten Nektar nahm sie den wertvollen Stoff von den Flugbienen in Empfang, kaute ihn gut durch und füllte ihn in die entsprechende Wabe, die anschließend von ihr sorgfältig mit einem Wachsdeckel verschlossen wurde. Das war ein Beruf nach ihrem Geschmack, ein Job, den sie gern noch etwas länger ausgeübt hätte, aber leider wurde sie nach einiger Zeit wieder abkommandiert und zu den Wachsbienen gesteckt, wo es ihr überhaupt nicht gefiel. Dort musste sie aus speziellen Drüsen an ihrem Hinterleib, den sogenannten Wachsspiegeln, Wachs ausschwitzen und zu Waben basteln. Das war anstrengend, das war mühselig, das war pure Schinderei. Aus über zweihundert verschiedenen Verbindungen das Wachs herzustellen und auszuscheiden, das ging schon an die Substanz.

Und dann kam auch noch die Mehrarbeit durch diese ekelhaften Milben dazu. Sie kam gar nicht so schnell hinterher mit

dem Hinausschaffen, wie sich die Varroa in die frische Brut hineinbiss und festsaugte. Der ganze Stock tat zwar sein Möglichstes, aber immer blieben genug Varroamilben übrig, um die Nachkommenschaft zu schwächen, die dann teilweise gar nicht oder verkrüppelt auf die Welt kam. Auch die Arbeiterinnen gelangten durch die Varroa destructor allmählich an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, und das konnte man ihnen auch ansehen. Das gesamte Bienenvolk war ausgelaugt, geschwächt.

Und nun hatte man sie, quasi um ihr eine Verschnaufpause zu gönnen, als Wächterbiene für den Stock eingeteilt. Sie sollte nur diejenigen durch das Flugloch hereinlassen, die hier auch hingehörten. Mit den anderen Wächterbienen am Einflugschlitz würde sie nur Bienen mit dem richtigen Geruch, also dem ihres Volkes, den Zutritt zum Bau gestatten. Bienen eines anderen Stammes hatten keine Chance, hier illegal einzudringen und Honig zu räubern, das würde sie mit ihren Kolleginnen sehr wohl zu verhindern wissen.

Die zweite potenzielle Gruppe unerwünschter Eindringlinge entstammte zwar sehr wohl ihrem eigenen Volk, hatte aber das Wohnrecht in dem Augenblick verwirkt, in dem sie den Bienenstock verlassen hatte. Es war ein arbeitsscheues, vergnügungssüchtiges Pack, das sie teilweise persönlich in separaten Wabenzellen großgefüttert hatte. Faule männliche Müßiggänger, die unbefruchteten Eiern entstammten und nur aus einem einzigen Grunde auf dieser Welt waren – wegen Sex.

Das musste man sich mal vorstellen: Sie selbst ging bereits ihrer dritten beruflichen Tätigkeit nach, während diese Drohnen sich bisher nur den Bauch vollgeschlagen und auf eine vorbeifliegende Königin gewartet hatten. Dann allerdings konnte es diesen notgeilen Figuren nicht schnell genug gehen: In ausufernder Polygamie stürzten sie sich auf die begattungswillige Königin, sozusagen ihren Schwarm. Aber da sich das Blut beim Sex ja nicht unbedingt im Kopf befindet, wo es das Denken fördert, sondern in weiter unten gelagerten Körpergliedern, folgte das böse Erwachen für die Kerle auf dem Fuß.

Diejenigen unter den Drohnen, die es schafften, sich mit der Königin zu paaren, erlebten zwar den erregendsten Moment

ihres kurzen Lebens, fielen danach aber von der Königin ab, um umgehend zu sterben. Ein wirklich schöner Tod, sollte man meinen, genau dann abzutreten, wenn's am schönsten ist.

Blöd wurde es hingegen für die Drohnen, die bei Frau Königin nicht zum Zuge gekommen waren und nun frustriert und sozusagen mit noch offenem Hosenstall zum heimatlichen Bienenstock zurückkehrten. Wenn schon der One-Night-Stand nicht geklappt hatte, so wollte man sich doch wenigstens wieder in dem behaglichen All-inclusive-Hotel niederlassen, um sich weiterhin durchfüttern zu lassen. Aber da hatten sie die Rechnung ohne die militanten Mädels am Einflugloch gemacht, die ihr Leben lang ohne Aussicht auf Weihnachtsgeld oder flächendeckenden Mindestlohn gearbeitet hatten. Sie hatten Gott und die Welt gefüttert, gepflegt und aufgezogen und sollten jetzt die Taugenichtse im Hotel Mama weiterschmarotzen lassen? Nicht mit ihnen!

Die Evolution hatte schließlich ein Einsehen mit der bienlichen Arbeiterschicht und die Gruppe der Wächterbienen erfunden. Diese bereits in die Tage gekommenen, gereiften Bienenlady's waren allesamt Singles mit Frustrationshintergrund und dementsprechend ungnädig. Erschienen die fliegenden Drohnen am Flugloch und setzten zur Landung an, trafen sie auf eine Mauer voller bitterbö's blickender Wächterbienen, die ihnen klarmachten, dass das süße Leben in dem Bienenstock für sie endgültig vorbei war. Für die begriffsstutzigsten unter den verblüfften Gigolos wurde da schon mal der Stachel ausgefahren. Diese Behandlung führte schließlich dazu, dass der männliche Teil der diesjährigen Bienenbevölkerung sich ab sofort völlig verstört und konsterniert von der Schlechtigkeit der Welt das Mittagessen in der Wiese selbst organisieren musste. Und da Bienendrohnen dieses genauso wenig gelernt hatten wie bügeln oder Essen einkaufen, hungerten sie erst einmal eine Weile verzweifelt vor sich hin, bis sie jämmerlich zugrunde gingen.

Aber jetzt im Juni focht diese düstere Zukunft die Drohnen noch nicht an. Noch waren sie für die Fortpflanzung des Volkes wichtig und wurden durchgefüttert, um weitere Königinnen beglücken zu können. Erst ab August, dem Beginn des Bienenjahres, würden sie endgültig der Tür verwiesen werden, bis dahin

stand ihnen noch ein feudales Leben mit Pollen, Weib und Gesang bevor. Bis dahin konnten die Herren der Schöpfung noch mit einem jämmerlichen Gesichtsausdruck zurückgeflogen kommen, wenn sie keine Königin abbekommen hatten. Allerdings hielt sich das Mitleid des Matriarchats im ersten Stock sehr in Grenzen – auch an Einflugloch Numero sieben, dem Arbeitsplatz unserer etwas überarbeiteten Wächterbiene, die missmutig auf die Rückkehr der Drohnengesellschaft wartete.

Dr. Gerhard Irrlinger war der Erste, der nach Minuten des Schweigens das Wort ergriff. Zuvor hatte ihn Haderlein noch einmal mit den Fakten konfrontiert, die sie in der kurzen Zeit bereits hatten sammeln können: mit den gefundenen Leichenresten auf den Eierbergen, dem Mordanschlag auf Irrlingers Begeher und mit der Handynummer, die in der Vespa der ermordeten Lehrerin gefunden worden war. Für Haderlein waren das alles glasklare Hinweise darauf, dass er einen eiskalten Mörder vor sich sitzen hatte. Allein, es waren sehr dünne und vor allem sehr unzureichende Indizien, die nie und nimmer für eine Verhaftung ausreichen würden, ganz zu schweigen für eine Mordanklage. Haderleins Überzeugung nach hatte Irrlinger alles genauso geplant, und nichts und niemand schien ihn in seinem Selbstbewusstsein erschüttern zu können. Seine Botschaft, die er Haderlein übermittelte, war glasklar, seine Stimme ruhig und kalt, während er dem Kriminalhauptkommissar weiterhin ruhig in die Augen schaute.

»Es ist und bleibt, wie ich es Ihnen bereits mehrfach geschildert habe, Herr Kommissar. Wir waren zusammen im Chargiertenzimmer und haben uns intensiv mit der Wahl zur fränkischen Unabhängigkeit beschäftigt. Die Stimmung war gut, wir unterhielten uns angeregt, und im Hintergrund lief die ganze Zeit der Fernseher. Niemand von uns hat zu der von Ihnen angedeuteten fraglichen Zeit das Zimmer verlassen, keiner meiner Gäste, mich eingeschlossen, hat von diesen schrecklichen Geschehnissen und Vorfällen etwas gehört oder gesehen. Im Moment kann ich Ihnen leider nicht weiterhelfen, Herr Haderlein. Und nun würde ich wirklich gern wieder zurück zu meinen Gästen. Außerdem werde

ich in Kürze in der Bamberger Konzerthalle erwartet, um das vorläufige amtliche Endergebnis der Abstimmung mit meinen Freunden zu feiern. Selbstverständlich werde ich in den nächsten Tagen wieder zu einer Vernehmung Ihrerseits zur Verfügung stehen, aber im Moment kann ich Ihnen wirklich nicht mehr sagen. Mir ist das alles ja auch ein Rätsel, die furchtbare Tat ist einfach unerklärlich. Ich werde Sie meinerseits unterstützen, wo ich nur kann, aber wenn Sie mich nun entschuldigen würden, Herr Kommissar?« Dr. Gerhard Irrlinger wartete die Antwort des Kriminalhauptkommissars nicht mehr ab, sondern erhob sich, nickte Haderlein kurz und förmlich zu und verließ dann mit schnellen, gleichmäßigen Schritten das Zimmer.

Haderlein saß da wie ein gemäßregelter Schuljunge und hätte am liebsten voller Wut seinen Stuhl durch das nächstbeste Fenster der gelben Villa geworfen.

Als sie das charakteristische Summen von herannahenden Bienenflügeln vernahm, schrak die Wächterin in ihrem Erschöpfungszustand hoch. Zuerst glaubte sie, die zurückkehrenden Drohnen vor sich zu haben, erkannte dann aber sehr schnell die andere Form und Färbung der Hinterleiber. Die Neuankömmlinge waren Bienen eines fremden Volkes. Und es waren zu viele, als dass es sich bei ihnen nur um zufällig verirrte Pollensammlerinnen handeln konnte. Hunderte, Tausende von ihnen flogen auf den Stock zu. Sofort war ihre Müdigkeit verschwunden, und sie schlug Alarm, indem sie ein leicht flüchtiges Pheromon ausstieß, das sich schnell in der Luft und im Stock ausbreitete. Das Pheromon signalisierte allen Bienen eine einzige Botschaft: Gefahr, Gefahr! Wir werden angegriffen!

Sofort schwangen sich alle in die Lüfte, um ihr Volk zu verteidigen, aber die erste Angreiferin mit ihrem länglichen Hinterleib und dem breiten gelben Ring darauf war bereits am Flugloch gelandet. Sofort stürzte sich die Wächterin mit Engagement und aller Kraft, die sie aufbringen konnte, auf die Fremde, die von der Wucht des Angriffs umgestoßen wurde und auf den Rücken fiel. Die Wächterin nutzte ihren Vorteil und stieß der Fremden sofort ihren Stachel in ihren Körper. Eine tödliche Attacke. Die

Angreiferin rollte sich krümmend vom Einflugbrett und fiel hilflos ins Gras der Frühlingswiese, um dort an dem gegnerischen Bienengift zu sterben.

Vom schnellen Sieg berauscht, drehte sich die Wächterin zu neuen Verteidigungstaten bereit um – und sah sich einer Übermacht gegenüber. Das Einflugloch wimmelte nur so von Angreiferinnen, und auch in der Luft davor tummelten sie sich in Massen. Die Wächterin erkannte sofort, dass ihr Volk verloren war, es gab keine Chance. Von der Varroa geschwächt und in Unterzahl, hatten sie gegen die Angreiferinnen keine Chance. Wäre die Wächterin ein vernunftbegabtes Insekt gewesen, hätte sie mit der Königin ihres Volkes sofort fliehen müssen, aber sie war nur eine kleine Honigbiene, darauf programmiert, ihre Nachkommenschaft zu beschützen, koste es, was es wolle. Also stürzte sie sich mit einem verzweifelten Brummen todesmutig auf die nächstbeste Angreiferin.

Als Lagerfeld das Zimmer betrat, saß Franz Haderlein noch immer auf seinem Stuhl, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte die Wand an. Kriminalkommissar Schmitt war verblüfft. Das Bild der absoluten Ratlosigkeit, vermischt mit genauso viel Wut, kannte er von seinem erfahrenen Kollegen nicht. Aber Franz Haderlein schien tatsächlich hilf- und ratlos zu sein. Lagerfeld nahm seine Sonnenbrille ab, zog sich mit der freien Hand einen Stuhl heran und setzte sich seinem dienstälteren Kollegen schräg gegenüber. Haderlein würdigte ihn keines Blickes, dafür konnte man sehen, wie es in ihm arbeitete. Lagerfeld war sich nicht ganz sicher, ob er ihn lieber in Ruhe vor sich hin köcheln lassen sollte oder ob der liebe Franz etwas psychologische Stütze brauchte.

»Also, ich weiß ja jetzt nicht so genau –«, wollte er einen Testballon steigen lassen, doch Haderlein fiel ihm sofort ins Wort.

»Ich werde ihn kriegen«, schallte es dumpf von Haderleins Stuhl herüber. »Ich werde diesen arroganten, eiskalten Finanzarsch an die Wand nageln. Ich weiß, was er getan hat, und er weiß, dass ich es weiß. Allerdings weiß er auch, dass wir es ihm nicht beweisen können. Er hat geplant, dass seine Kumpels und Spielgefährten dieser Hobbykillertruppe jetzt alle mausetot dort drüben in dem

Zimmer liegen. Er hat sie einfach um die Ecke gebracht, um sich von seiner schmutzigen Vergangenheit reinzuwaschen«, zischte Haderlein äußerst erregt die Wand an, während Lagerfeld den Ausführungen seines Gegenübers nur staunend lauschte.

»Aber Franz, das ist doch völlig unmöglich. Der Typ hat ein absolut wasserdichtes Alibi, so wie die ganze restliche Politikertruppe da drüben, alle waren –«

»Sag mal, Bernd, wie naiv bist du eigentlich?«, platzte es aus Haderlein heraus. »Glaubst du wirklich, dieser aalglatte, smarte Finanzhai hat sich selbst die Finger schmutzig gemacht? So blöd solltest nicht einmal du sein.«

Lagerfeld schrak zurück und betrachtete Franz Haderlein mit etwas mehr Abstand. So hatte er ihn wirklich noch nie erlebt. Nahm er die ganze Angelegenheit etwa persönlich? Witzigerweise war genau das die erste Lektion gewesen, die Haderlein ihm seinerzeit beigebracht hatte: niemals etwas persönlich zu nehmen. Es zählten nur Fakten, Fakten, Fakten und der nüchterne Verstand. Und trotzdem saß sein erfahrungswiser Kollege jetzt völlig außer sich auf einem Stuhl und musste sich mühsam zusammenreißen, um nicht gleich an die Decke zu gehen. Diesen Tag muss ich mir in meinem Kalender rot anstreichen, dachte sich Bernd Schmitt Lagerfeld.

»Wir können es ihm nicht beweisen«, wiederholte Haderlein grimmig und wendete seinen Blick wieder auf die Wand. »Das alles ist viel zu lange her, die Opfer sind mittlerweile verwest, die Mittäter sind umgebracht oder liegen mit einem Jagdpfeil im Kopf im Krankenhaus, es gibt keine Zeugen. Das perfekte Verbrechen.« Der sonst so beherrschte Franz Haderlein erhob sich und tat etwas, womit Lagerfeld in seinem Leben nicht gerechnet hätte: Er packte den alten Holzstuhl und warf ihn mit einem lauten wütenden Schrei durch das Fenster. Willenlos zerbrachen die in die Jahre gekommenen Sprossen unter der Wucht des heranfliegenden Möbelstückes und fielen zusammen mit den Glassplittern und den Stuhlüberresten auf den geteerten Vorplatz.

Sofort stürzte Lagerfeld zum Fenster und winkte den Kollegen unten hektisch zu. »Alles in Ordnung, alles gut, war nur ein Versehen!« Verwirrt, aber auch verärgert starrten die Beamten

nach oben, widmeten sich dann aber wieder ihrer momentanen Tätigkeit. Lagerfeld wandte sich wieder zu dem schwer atmenden Haderlein, der ihn von der Zimmermitte her frustriert anblickte.

»Keine Beweise, keine Zeugen«, wiederholte Haderlein noch einmal wütend und funkelte Lagerfeld böse an, als wollte er auch ihn gleich durch das zerbrochene Fenster befördern.

»Natürlich gibt es Zeugen«, stellte Lagerfeld lapidar fest und setzte sich zuerst einmal seine Sonnenbrille wieder ins Gesicht, die er bei Ankunft am Tatort aus dem Gesicht genommen hatte. »Eine Zeugin, um genau zu sein«, präzisierte er seine Angaben. »Unsere Bogenschützin, die liebe Franziska, die ist doch die beste Zeugin, die man sich wünschen kann, sollte deine Vermutung zutreffen, mein lieber Franz. Wenn sie wirklich auf einem Rachefeldzug ist, weil die irren Verbindungsfritzen hier ihren Vater gekillt haben, dann ist sie eine Mörderin, aber eben auch eine Zeugin, mit der wir Irrlinger an die Wand nageln können, wie du deinem Wunsch so schön Ausdruck verliehen hast, oder nicht?« Ruhig, fast triumphierend schaute er seinen älteren Vorgesetzten an. Fakten, Fakten, Fakten und ein klarer Verstand, so hatte es ihm sein Gegenüber vor längerer Zeit beigebracht. Schön, dass er dieses Wissen auch mal zurückgeben konnte.

Franz Haderlein brauchte nur einen kurzen Moment, dann war er wieder ganz der Alte, und Verzweiflung und Wut waren schlagartig verflogen. Lagerfeld hatte ja recht. Natürlich hatten sie eine Zeugin, die allerdings, wie bereits erwähnt, flüchtig war und ebenfalls wegen Mordes gesucht wurde. Zwar konnte er Franziskas Motiv weit eher gutheißen, trotzdem rechtfertigte auch die nachvollziehbarste Rache keine Selbstjustiz. Franziska Büchler alias Groh war eine Mörderin und würde auch als solche verurteilt werden. Doch zuvor mussten sie sie erst einmal finden, und das würde wohl kein Kindergeburtstag werden. Wie sich die Dinge darstellten, war sie mit einer gehörigen Portion Cleverness gesegnet und hatte bisher alle genarrt. Irrlinger, die Polizei, einfach alle. Aber wenn sie Irrlinger etwas beweisen wollten, mussten sie sie finden. Und dann war da ja auch noch dieser unbekannte Killer, der das Massaker im Paukraum der Rhenania Bavaria angerichtet hatte und von dem sie noch gar nichts wussten. Haderlein wurde

es bei der Überlegung endgültig zu viel. Er packte Lagerfeld am Ärmel und zog ihn zur Tür. »Los, wir gehen jetzt an die frische Luft, ich muss nachdenken«, brummte er und schleifte ihn hinter sich her durch den Flur.

Als Josef Schauer sich seinen Bienenkästen näherte, beschlich ihn eine böse Vorahnung. Die Ahnung wurde zu einer Gewissheit, als er Kasten Nummer sieben erreichte. Vor ihm im Gras lagen Hunderte, vielleicht sogar Tausende getöteter Bienen. Ein ganzes Volk hatte sein Leben ausgehaucht. Natürlich wusste Josef Schauer als erfahrener Imker, was das zu bedeuten hatte. Ein Überfall. Ein fremdes Volk hatte sich der Einfachheit halber über seine Honigbienen hergemacht, hatte sie zusammengestochen und den Honig mitgenommen. Was für eine Sauerei, dachte er grimmig. Da hatte er in den letzten Jahren seine gesamte Freizeit und viel Geld, Know-how und Energie im Kampf gegen die Varroa und das Völkersterben geopfert und nun das.

Seufzend machte er sich daran, den Deckel von Bienenkasten Nummer sieben zu entfernen. Er gab sich keinen Illusionen hin. Außer weiteren toten Bienen und leeren Honigwaben würde er nichts mehr vorfinden. Es würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als den Stock zu säubern, ein neues Volk zu kaufen und mit einem neuen Schwarm ganz von vorn anzufangen. Missmutig bereitete er sich innerlich auf den desaströsen Anblick vor, der sich ihm gleich bieten würde.

Doch als sein Blick in das Innere des Stockes wanderte, glaubte er, seinen Augen nicht zu trauen. Er hatte eine verlassene Wabenruine erwartet, aber in diesem Stock wimmelte es nur so von Bienen. Josef Schauer blieb stocksteif stehen, um das, was er da vor sich sah, zu begreifen. In Bienenstock Numero sieben herrschte auf den ersten Blick *business as usual*. Allerdings bemerkte Schauer bald, dass trotz des Anblicks etwas überhaupt nicht stimmte. In dem Stock waren nämlich nicht seine Carnicas, die lagen alle tot und verstreut in der Wiese, die neuen Bewohner waren eine Bienenrasse, die er nicht kannte und noch nie gesehen hatte. Der Hinterleib der Bienen war länger als der seiner *Apis mellifera carnica* und hatte einen markanten gelben Ring direkt hinter den

Flügeln: definitiv eine fremde Art, aber das Volk schien gesund und robust zu sein.

Nach einer Minute der Unschlüssigkeit setzte Josef Schauer den Deckel wieder auf die Kiste und ging grübelnd zu seinem Bauernhof am Ortsrand von Neudorf zurück. In seinem Arbeitszimmer holte er sämtliche Bücher aus den Regalen, die zur Artenbestimmung der neuen Bienenrasse herhalten konnten, und begann zu lesen.

Haderlein schleifte Lagerfeld so lange in seinem Schlepptau hinter sich her, bis sie vor der Tür der Villa standen. Um sie herum herrschte geschäftiges Treiben durch Spurensicherung und Polizeibeamten. Die beiden Kriminalbeamten wurden nur mit einem kurzen Augenaufschlag bedacht, dann wandte sich jeder wieder seiner Arbeit zu, die bei einem solchen Blutbad umfangreich genug war. Die zwei Kommissare standen also etwas verloren und unbeachtet herum, aber das war ihnen eigentlich sogar ganz recht.

»Okay, Bernd, ich glaube, hier kommen wir erst einmal nicht weiter«, sagte Haderlein etwas resigniert. »Die Spurensicherung hat vor Ort sowieso noch mehr als genug zu tun, und für uns beide war es ein langer Tag. Ich würde vorschlagen, du gehst jetzt nach Hause zu deiner schwangeren Ute, und ich bleibe hier, bis die Baustelle abgeschlossen ist.«

Lagerfeld nickte zufrieden. Der heutige Tag, der schließlich in diesem beispiellosen Gemetzel gemündet hatte, war wirklich nicht gerade arm an Überraschungen gewesen. Er musste Franz recht geben: Im Moment war er kaum noch in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Abgesehen von dem Desaster hier hatten sie ja auch erst vor Kurzem diese Skelette auf den Eierbergen ausgegraben, und als ob das alles nicht schon genug gewesen wäre, hatte er auch noch spontan erfahren, dass er ganz unverhofft Vater werden würde. Übermüdet, wie er war, musste das alles erst einmal gründlich verdaut werden.

Aber noch bevor Lagerfeld Haderlein seine uneingeschränkte Zustimmung zu diesem Plan mitteilen konnte, fuhr eine schwarze Limousine mit abgedunkelten Scheiben an ihnen vorbei. Jedem der

Anwesenden war klar, dass nur Dr. Gerhard Irrlinger in ihr sitzen konnte, der zur Bamberger Konzerthalle wollte, um sich um seine Frankenpartei und das amtliche Endergebnis der Volksabstimmung zu kümmern. Schließlich stand immer noch nicht fest, ob die Franken für ein eigenes Bundesland gestimmt hatten oder nicht. Nach den letzten Hochrechnungen vor dem Mordgeschehen hatte es noch fifty-fifty gestanden. Mit grimmigem Blick, aber immerhin ohne weiteren Gefühlsausbruch ließ Haderlein den schwarzen BMW an sich vorbeigleiten. Er war wieder ganz der alte graue Silberücken der Bamberger Kriminalpolizei und arbeitete innerlich schon voller Entschlossenheit an seiner weiteren Strategie.

Als die schwarze Karosse auf der Straße verschwunden war, klopfte Lagerfeld Haderlein kurz auf die Schulter. »Echt geile Idee mit dem Feierabend, Franz«, sagte er. »Mich legt's nämlich wirklich gleich zum. Mir langt's. Mir treffen uns dann morchen früh in der Dienststelle. Schau mer mal, dann sehn mer scho«, sagte er in seinem berüchtigten Fränkisch. »Ich geh jetzt ham zur zukünftigen Mama, da gibt's ja aach noch reichlich Gesprächsbedarf«, fügte er mit gespielt gequältem Augenaufschlag hinzu, drehte sich dann um und winkte einem der Streifenbeamten. Irgendwer musste ihn ja nach Hause in seine Mühle fahren.

Haderlein war mit seinen Gedanken schon ganz woanders. Es gab so viele Fakten und Vorkommnisse zu ordnen und sortieren, dass ihm fast schwindelig wurde. Da waren zuerst einmal die regelrecht hingerichteten Mitglieder einer Studentenverbindung, die früher wohl in ihrer pfingstlichen Freizeit mit Pfeil und Bogen Jagd auf ausgewählte menschliche Opfer gemacht hatten. Doch jetzt hatte jemand den Spieß umgedreht und machte seinerseits Jagd auf die durchgeknallte Truppe. Und inzwischen wussten sie auch schon, wer dieser Jemand war: Franziska Büchler, Waise eines der Mordopfer längst vergangener Tage. Aber bevor Franziska ihre Rache hatte vollenden können, waren alle Übriggebliebenen des Clubs der »Drei Eichen« auf einen Schlag selbst Opfer eines bisher unbekanntes Mörders geworden. Alle, bis auf ihren mutmaßlichen Anführer, Dr. Gerhard Irrlinger, international anerkannter Finanzexperte und Vorsitzender der Frankenpartei, waren tot.

Und auch Franziska Büchler war womöglich heute hier gewesen, denn eines der Opfer war mit einem ihrer Pfeile getötet worden. Steckte sie womöglich auch hinter dem Gemetzel im Paukraum? Hatte sie plötzlich beschlossen, zur Pistole zu greifen und kurzen Prozess zu machen? Eine durchaus mögliche Theorie, aber so ganz wollte Haderlein daran nicht glauben. Während dieser Gedankengänge war er mehrmals über das Gelände gewandert. Jetzt saß er auf der Mauer, die das Grundstück umgab. Gedankenverloren blickte er sich um und stutzte, als er sich umdrehte und an der anderen Seite der Mauer hinuntersah. Er sprang ins Gras und bückte sich, um das schwarze Etwas, das er am Boden gesehen hatte, genauer zu untersuchen. Ein wissendes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er den schwarzen Jagdpfeil aufhob. Es handelte sich um genau die Sorte Pfeil, mit der der Bräutigam auf dem Staffelberg niedergestreckt worden war, die dem um sein Leben kämpfenden Hausmeister Roland Schurig aus dem Kopf entfernt worden war und die dem abgelebten Mitglied der Freien Landsmannschaft Rhenania Bavaria mit Namen Amann im Hals steckte. Franziska Büchler war also definitiv hier gewesen. Haderlein blickte von der Mauer zu dem zerbrochenen Fenster der Villa hinauf. Alles klar, der unglückselige Amann war von hier unten von Franziska mit ihrem Jagdbogen angeschossen worden. Er sah auf den Boden und entdeckte die Fußspuren, die an der Mauer entlang Richtung naheliegender Zaun verliefen. Sie schienen von zwei Menschen zu stammen, einem Mann und einer Frau. Es gab einen kleineren Abdruck, dessen Spur zusammen mit einer anderen, die von größeren Schuhen herrührte, zum Zaun führte, aber nur die Männerschuhe schienen wieder zurückgelaufen zu sein. Was sollte das denn nun wieder heißen?

Riemenschneider, schoss es ihm durch den Kopf. Das kleine Ferkel musste ihm in seiner Notlage helfen, Spuren wie diese waren genau sein Terrain. Haderlein legte den Pfeil auf die Mauer und spurtete zu seinem Landrover zurück, der hinter der Villa stand.

Riemenschneider war gelinde gesagt *not amused*, nach diesem anstrengenden Arbeitstag aus ihrem wohlverdienten Schlaf gerissen zu werden. Gerade noch war sie in allergrößter Dunkelheit auf dem Staffelberg herumgerannt und hatte wertvolle Spürarbeit geleistet, dann wieder hatte sie eine wilde Hetzjagd quer durch Coburg auf dem Rücksitz hin und her geworfen. Als Ermittlerferkel hatte man sich nach so einem Tag doch wirklich seinen Feierabendschlaf auf seiner Decke verdient, oder etwa nicht? Aber nein, stattdessen wurde man nach unnatürlich kurzer Zeit wieder von seinem Herrchen geweckt, um weiterzuschufteln. Eigentlich ging das ja gar nicht. Riemenschneider war eine ausgeprägte Verfechterin des natürlichen Erwachens, und außerdem verstieß diese nicht enden wollende Nachtschicht hier ganz sicher gegen jegliche Arbeitsschutzgesetze für Polizeiferkel. Doch Herrchen Haderlein schien von alledem nichts wissen zu wollen. Mit ungeduldigem Blick stand er an der geöffneten Landrovertür und schaute sie an. Mein Gott, welches Schwein konnte einem solchen Bild des Jammers schon widerstehen? Dann würde sie ihm halt wieder helfen. Ohne sie ging hier anscheinend gar nichts mehr. Allerdings erwartete sie nach getaner Arbeit schon eine Extraportion Äpfel. Eine sehr, sehr große Extraportion ...

Als Haderlein mit Riemenschneider an der versammelten Truppe der Spurensicherer vorbeilief, hob sich bereits die eine oder andere Augenbraue. War Haderlein mit dem kleinen Schwein unterwegs, so bedeutete das für die Kollegen eigentlich nur, dass er ihnen ihre Arbeit nicht zutraute und die Bamberger Spurensicherung kurz davorstand, weitere Minuspunkte einzuheimsen. In Fachkreisen hatte man Heribert Ruckdeschl und seine Spusi-Mannen bereits der Lächerlichkeit preisgegeben. Weil die Bamberger auf ihren Tatorten versäumten, ihre Arbeit korrekt zu verrichten, habe man ein Schwein engagiert, um die Aufklärungsquote nicht gegen null sinken zu lassen, so hieß es. »Na, wieder mal Schwein gehabt?«, war bereits zu einem belustigten Kalauer unter Kollegen geworden, wenn die Bamberger Kriminaler wieder einmal einen Fall gelöst hatten. Ein nicht gerade erbauliches Image, was die Riemenschneiderin ihnen da eingebrockt hatte.